

hundertfach — aber dann rappelte er sich auf —, aber man ist doch nicht umsonst Künstler und hat seinen Wert. Und es war ein sehr zufriedener Pete, der ein bißchen später ins Atelier hineinstolzierte, mit hochfliegenden Plänen für Paris und Florida. Er riß die Tür zum Verschlag auf — er war leer.

Am nächsten Morgen war Pete schon um acht Uhr unten an der Kolonnade. Der Kurzbeinige war schon an seinem Platz und zog, ihn wiedererkennend, seinen speckigen Hut.

„Schon bei der Arbeit, Mister?“

Pete überlegte einen Augenblick. Daß sein Schicksal mit diesem wunderbaren Fetisch fürs Leben verknüpft war, stand fest — aber wie konnte man ihn in seine Gewalt bekommen?

Modellsitzung? Nein, das ging nicht mehr. Ihn totschiagen? — Pete stieß einen Pfiff aus — nein, das ging auch nicht, denn es war nicht sicher, ob das, was er einem Toten und dazu Ermordeten gab, das Hundertfache einbringen würde — und dann die Scherereien!

Der Bettler stand da und schielte den sonderbaren Gentleman an, der ihn gezwungen hatte, acht Stunden täglich stillzustehen, für lumpige fünf Dollar den Tag. Hätte er nicht gedacht, daß es mindestens einmal in der Stunde Whisky geben würde, so wäre er nie im Leben auf einen so idiotischen Vorschlag eingegangen. Und dann — das Allerschlimmste —, daß der Maler siebentausendfünfhundert Dollar für ihn bekommen hatte! Was, zum Donnerwetter, wollte er denn nun?

Pete fühlte sich mißmutig, aber dann kam er auf eine Idee.

„Alter Freund,“ sagte er, „ich habe eine schwere Menge Geld an Ihrem Porträt verdient, wollen Sie ein Glas mit mir trinken?“

Das Gesicht des Bettlers erhellte sich.

„Ein Glas, Sir? Jawohl . . . viele . . . — Ich werde deine siebentausendfünfhundert Dollar versaufen“, flüsterte er bei sich.

„Und ich werde dafür sorgen, daß du dich volltrinkst und werde dich im Atelierverschlag internieren, aber ohne deine Beinkissen, darauf kannst du dich verlassen“, dachte Pete.

Und so wurden die Pläne geschmiedet, und der Whisky sollte den Ausschlag geben.

Spät am Nachmittag, als Pete und sein neuerworbener Freund in einer wunderschönen, kleinen Kaschemme unten im Hafenviertel saßen, in der man große Gläser Holzspirit für fünfzig Cent bekam — Pete und sein Freund tranken Bier —, konnte sich Pete nicht länger beherrschen. Seine ganze Seele floß über von einer Flut von Freigebigkeit.

„Wenn ich dem armen Teufel meine siebentausendfünfhundert schenke“, dachte er. „Nein, er soll hundert bekommen — oder soll ich ihm von seinem wunderbaren, glückbringenden Talent erzählen — nein, ich bin ja dumm — nie im Leben.“

Am nächsten Morgen erwachte Pete mit hämmernden Schläfen — seine erste Bewegung galt der Briefftasche — da war Gott sei Dank das Geld, ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf- und sechstausend — warum nicht sieben? Himmel und Hölle — jetzt besann er sich — er hatte dem Bettler tausend Dollar gegeben und an seiner Brust geweint. Hatte er weiter nichts getan? Er fühlte, daß es etwas gab, woran er sich nicht erinnern konnte, aber, „der Deibel soll sich auf jeden Quark besinnen, den man schwatzt“, murmelte Pete und steckte den Kopf unter die Wasserleitung.

Der Bettler zeigte sich nie mehr unter der Kolonnade, und Peter war überzeugt, daß er ausgeplündert worden war. Da waren viele, die gesehen hatten, daß er dem Bettler tausend Dollar zugesteckt hatte — das wußte er, aber wo es geschehen war, darauf konnte sich Pete nicht besinnen.

Ein Jahr später, im Oktober, begegnete Pete seinem Bettler. Es war an der Kreuzung von Moros Street und der Michigan Avenue. Da war eine Stockung im Verkehr, und Pete, der auf dem Bürgersteig wartete, hatte ein großes, glänzendes Luxusauto gerade vor der Nase.

Er zog gedankenlos sein Zigarettenetui aus der Westentasche, steckte sich eine Zigarette an und dachte flüchtig daran, wie gut es doch die Reichen haben, die nicht im Sprühregen zu den Verlegern zu laufen brauchen, sondern im Auto hinfahren können, als er wie versteinert stehen blieb.